Klavierkonzert

Erzählung von Gerda Graarud

Die Frau, die dem abendlichen Spiel der Wolken versunken zugeschaut hatte, wandte den Kopf zurück. „Oh, bitte, Sie verzeihen, wann werden wir an der Grenze sein?“ — „Ich denke, in einer kleinen Stunde, wenn wir keine Verspätung haben“, erwiderte der Fremde ihr gegenüber und verbeugte sich leicht. „Ich danke Ihnen.“

Eris lehnte sich in ihre Ecke zurück und schloß die Augen. Noch flogen die kleinen Ziegelhäuser vorüber und die schmalen Kirchtürme, noch die einsamen Weiden ... Unbewußt setzte sie ihre Hände tastend nebeneinander und übte lautlos eine schwierige Passage des dritten Satzes. Da schrak sie zusammen. Nein, der Fremde beobachtete sie nicht, längst hatte er wieder seine Zeitung aufgenommen. Einen Augenblick blieb ihr Blick auf ihm haften. Viel und weit gereist, ein Wissenschaftler ohne Zweifel, dachte sie, scharfe Linien im Gesicht von einer Lebenstäuschung oder einer mißglückten Expedition ... Sie öffnete ihre Tasche und sah nach ihrem Reisepaß. Als sie ihn aufschlagen wollte, entglitt er ihr, der Fremde bückte sich höflich und hob ihn auf.

Die Geste ließ ihm Zeit, das kleine Bild zu betrachten, ein noch jugendliches herbes Frauenantlitz mit hellen, kühlen und wägenden Augen und einem dunkelblonden Haarschopf über der makellosen Stirn. Nur das Gequälte im Antlitz der Frau ihm gegenüber fand der Beschauer im Bilde nicht. Der Name darunter: Eris Marsontein. Er reichte ihr lächelnd den Paß und sann nach, wo er den Namen schon gelesen hatte ... richtig, heute abend sollte Eris Marsontein das neue Klavierkonzert Reimar Marsonteins, ihres Gatten, am Flügel aus der Taufe heben ...

„Wir werden einige Minuten Verspätung haben, doch sie sind kaum der Rede wert“, sagte der Fremde. „Die Strecke ist stark befahren. Ich vermute, gnädige Frau, Sie werden erwartet ... Verzeihen Sie, Professor Jerry, Michael Jerry aus Lüderitzbucht ...“ — „Danke, nein, ich werde nicht erwartet, aber ...“, wieder ging ihr Blick auf die Uhr, „ich wollte, wir wären über die Grenze.“

Dann machte Eris eine hilflose Bewegung und begann fassungslos zu weinen. „Sie müssen Vertrauen haben“, sagte der Professor, „bedenken Sie, um acht Uhr sollen Sie am Flügel sitzen ...“ Aus der einfachen Geste seiner Hand und dem Klang seiner Stimme empfand Eris das Wesen eines Menschen, der, von Höhen und Tiefen dieses Lebens angerührt, eben dieses Leben zu erfassen und zu deuten gelernt hatte.

„Nein“, sagte Eris, „ich werde nicht zurückkehren, ich werde über Den Haag nach Paris fahren, wo ich meine Studien wieder aufnehmen will. Sie wissen nicht, was für Wochen hinter mir liegen, welch aussichtsloser Kampf ...“

Wieder seine warme, ruhige Stimme: „Ich errate ... gegen eine andere Frau, vielleicht Künstlerin wie Sie, ein neues, erregendes Erlebnis für den Künstler Marsontein

Sie nickte. „Ich weiß, er ist Dirigent, muß jedem neuen Eindruck, jeder Anregung aufgetan sein, muß jung bleiben und sich einfühlen können. Ich habe es mir immer wieder vorgesagt, habe die Lebensanschauung, daß auch eine Frau Anrecht auf ein eigenes Leben haben müsse, zerschlagen, und bin sein Kamerad und Interpret geworden, weil er eben ein großes Kind und ein schöpferischer Mensch zugleich ist. Welch ein Irrtum, zu glauben, man könne alles sein!“ — „Als er es gewohnt war, kam jene andere ...?“

„Sie hatte als Berichterstatterin in den Tropen gelebt und kam zurück aus einer anderen Welt als der unseren, einer geheimnisvollen Atmosphäre, in der auch Reimar lebt, wenn er ein neues Werk beginnt und das andere Ich sucht, das Einmalige ... so war Dorothy Meeteran.“

„Ah!“ — „Sie kennen sie?“ — „Ein wenig.“ Schweigen. „Und diesem ... Einmaligen, wie Sie es nennen, räumen Sie das Feld, kampflos, mutlos?“

„Sie wird mich ersetzen und ein leichtes Erbe antreten, glauben Sie.“ — „Sie irren! Sie wird ein hoffnungsloses schweres Erbe antreten, denn sie kommt in eine Welt, die durch Jahre der gemeinsamen Enttäuschungen und Opfer von Ihnen beiden aufgebaut wurde. Und ... heute abend werden Sie fort sein, Fremde werden für Sie einspringen, vielleicht wird es auch so ein Erfolg. Nur eines Tages wird Reimar Marfontein entdecken, daß der warme Blutstrom, daraus er schaffen konnte, verebbt ist. Die Quellen unseres Glücks erkennen wir ja erst, wenn sie versiegt sind ... und jener anderen Frau fällt die Last zu, ihm den Glauben wiederzugeben, die keiner ihm wiedergeben kann ... Auch von mir ist einmal eine solch stolze Frau fortgegangen, damals las ich noch an der Universität, stand vor bedeutungsvollen Experimenten, an denen diese Frau, nennen wir sie auch ruhig Dorothy, teilhatte ... und eines Tages verlor sie die Nerven und ging. Seitdem habe ich mich aufgegeben, beide sind wir Ruhelose geworden, die ab und zu durch Fremde voneinander hören, zwei Irrende dieses Lebens, denen das ergraute Haar und die Müdigkeit von diesem zerspaltenen Dasein geblieben ist ...“

Eris stützte den Kopf in die Hand. Gestern nacht hatte sie noch einmal nach Reimar sehen wollen. Als sie ins Musikzimmer trat, hatte er vor dem Flügel gesessen, den Kopf auf den Tasten, vor Uebermüdung eingeschlafen, den Stift noch in der Hand. Ringsum lagen die Noten aufgeschlagen von der Quartettprobe, Konzepte, Partituren ... Sie hatte sich zu dem Schlafenden niedergebeugt, und ihr Blick war auf seine grauen Schläfen gefallen. Und nun fühlte sie es: wie er an der Grenze stand und sich wehrte, sie zu überschreiten.

„Sehen Sie dort drüben die Lichter?“ fragte Jerry und stand auf. „Wir sind gleich an der Grenze.“ — „Aber“, flüsterte Eris atemlos, „noch sind wir nicht über die Grenze, Professor, noch nicht.“

Er lächelte unmerklich. „Haben Sie übrigens die Noten zum Konzert bei sich?“ — „Ja ... er hat es mir gewidmet, ich konnte mich nicht davon trennen ...“

„Dort drüben am Bahnhof wartet ein Auto auf mich, aber ich habe Zeit und werde warten. Und Sie werden Ihren Koffer nehmen. Das Klavierkonzert und ... Ihr Herz ... und ... wir verstehen uns doch, nicht wahr?“ —

Grenzstation! Er half Eris aus dem Zuge, und sie gingen zum Wagen hinüber, ein paar Anweisungen an den Fahrer, letzte Worte zwischen ihnen beiden, ein Händedruck, dann stieg sie ein. Als sie zurücksah, stand Michael Jerry immer noch dort neben seinen Koffern, ein Fremder wieder, und winkte mit dem Hut. Vorwärts ... der Wind vom Rhein kam kühl durch das heruntergelassene Fenster, vor ihr der unbewegliche Schatten des Fahrers, die Arme einer Windmühle tauchten auf, darüber flogen die Sterne ...

Plötzlich überkam sie die Angst, sie möchte nicht rechtzeitig zur Stelle sein, sie holte die Noten aus dem Koffer und ließ sie aufgeschlagen auf den Knien liegen. „Dort hinten sind schon die Hochöfen von den Brendelwerken“, sagte der Fahrer, „in zwanzig Minuten werden wir es schaffen.“ — „Danke.“ Sie schluckte an aufsteigenden Tränen der Freude, diese Eris, die noch vor wenigen Stunden der Grenze entgegengefiebert hatte ...

Sie wußte nicht mehr, wie sie in die Stadt gekommen war, bis sie die Palmen in der Vorhalle sah. Aus den Gruppen plaudernder Menschen hörte sie ihren Namen flüstern, Duft und Wärme umgaben sie. Sie eilte ins Künstlerzimmer, ihren Koffer in der Hand, die Noten an sich gedrückt, in ihrem verwehten, strömenden Haar, fieberheiß und sinnlos glücklich.

Als sie eintrat, schlug Reimar zum letztenmal die Partitur zu und streckte ihr die Arme entgegen. „Du ... Eris, wie gut, daß du da bist, hast du einen Kamm ...? Ich habe ihn liegen lassen. Glaubst du, daß alles klappen wird?“

Sie nickte ihm lächelnd zu und griff nach der Essenz und dem Puder. Ein wenig Sammlung noch, ein paar Griffe auf dem Klavier, sie spürte weder Angst noch Ermüdung, nur den roten Strom zu dem anderen, zu seinem Herzen ...

Letztes Klingelzeichen, Stimmen im Orchester. „Hast du die Presse gesprochen, Reimar?“ — „Alle da ...“ — „Auch Dorothy ...?“ — „Dorothy ...? Ich glaube schon, daß sie da ist.“

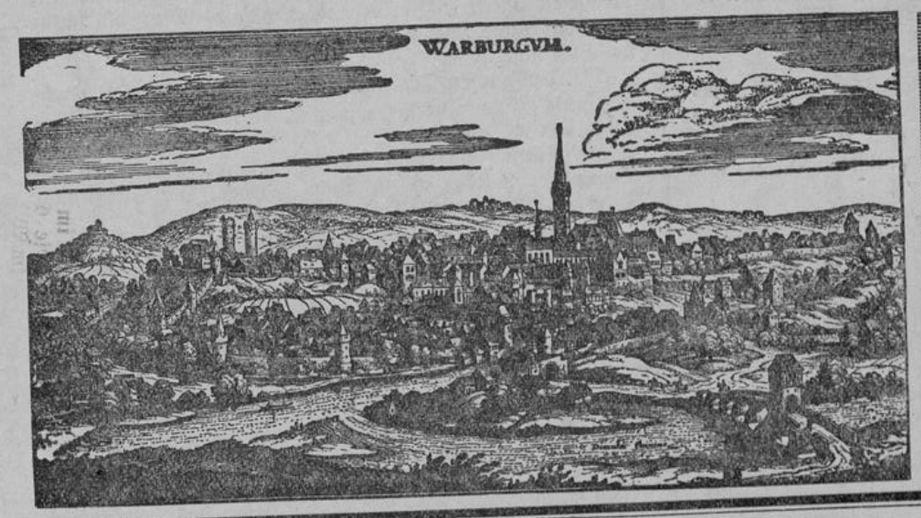
Pause. „Du, Eris“, sagte er stockend, „fast hatte ich heute abend das Gefühl, du würdest auf einmal nicht mehr zu mir kommen, und ich stände da, so mitten durchgerissen wie dieser Forscher oder Professor, den Dorothy Meeteran einfach verlassen hat ... wie hieß er doch, ich habe doch einmal seinen Namen gehört ... richtig: Jerry, er muß so sonderbar gewesen sein ... aber du bist ja bei mir ...“

„Ich werde immer kommen, Reimar, das weißt du ja.“

Er gab dem Orchesterdiener die Partitur. „Komm, Eris!“

Stille. Beifall. Stille. Der Dirigent hob den Stab. Eris sah Reimar an und legte die Hände auf die Tasten. Das Klavierkonzert begann ...

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 88 — 12. November 1938 — 12. Jahrgang

„Hotel zu den Domspatzen“

Roman von Wolfgang Marken

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

40)

„Ja“, sagt Dr. Eck, „ihm ... und Frau Anna.“

Er geht zum Apparat. Zuerst spricht er mit dem Wachtmeister und holt ihn aus dem Bett. Er unterrichtet ihn über das Geschehnis, und der Wachtmeister verspricht, sofort einige Leute zu alarmieren und die Suche nach dem Kranken in die Wege zu leiten.

* * *

Bei dem schrillen Klingeln des Telefons ist nicht nur Stephan Inniger munter geworden, sondern auch Jenzi und Frau Anna sind emporgeschreckt.

Sie hören unten in der Diele Stephan sprechen, kleiden sich mit aller Hast an und laufen nach unten.

Des Domkantors Züge sind seltsam ernst.

„Was gibt es, Stephan?“ fragt Frau Anna erregt.

„Doktor Eck ruft eben von drüben an“, erklärt der Domkantor. „Richard Rogaller ist plötzlich verschwunden! Man hat sein Bett leer gefunden, und wahrscheinlich hat er sich den Revolver des Geheimrats angeeignet. Doktor Eck fürchtet Schlimmstes.“

„Er wird sich doch nichts antun?“ spricht Jenzi schnell.

„Doktor Eck meint, daß wir auf der Hut sein sollen. Er ist der Überzeugung, daß Richard mich ... und dich, Anna, mit seinem Haß verfolgt.“

Frau Anna schüttelt den Kopf. „Oh, Stephan“, sagt sie, „wie schön waren die Tage auf Luisenthal. Soll das Ende so bitter werden?“

„Nein, nein“, ruft Jenzi leidenschaftlich, „gut soll alles werden! Aber was willst du tun, Stephan? Richard Rogaller ist wirr im Kopf, und es ist möglich, daß Doktor Eck recht hat. Es muß etwas geschehen! Stell' dir vor, wenn Richard Rogaller hier auf Luisenthal eindringt mit der Waffe in der Hand. Vorn im Pavillon, unweit des Tores, schlafen die Domspatzen. Sie müssen Schutz bekommen. Ich will Siebenstuhl wecken.“

„Ja, Jenzi, das tu, ich gehe einstweilen vor zu den Domspatzen. Siebenstuhl soll sich mit einem Gewehr bewaffnen und mich vorn ablösen. Du, Anna, aber gehst schlafen und schließt das Fenster, läßt die Laden herunter. Ich bitte dich, tue es, damit ich Ruhe habe.“

Frau Anna verspricht es, und der Domkantor geht davon.

Niemand begegnet ihm auf dem Wege zum Pavillon, und als er eintritt — der Pavillon ist natürlich nicht verschlossen —, da findet er alles in tiefstem Schlafe.

Nur der Peter Waldbauer, der einen leichten Schlaf hat, schrickt auf und sieht den Domkantor erstaunt an.

Der Domkantor winkt ihm, daß er zu ihm auf den Vorraum herauskommt.

Draußen will er beginnen, ihm alles zu erklären, als der Siebenstuhl mit seiner Hündin anrückt. Da überläßt es der Domkantor dem Siebenstuhl, Peter aufzuklären und begibt sich wieder in das Schlößchen zurück.

* * *

Sepp Altenberger, der Wachtmeister, der in Pinnigau sein Standquartier hatte, alarmierte eine Schar beherzter Leute, und nachts gegen zwei Uhr zogen sie los. Ein Kraftwagen brachte sie bis zum Doktorhaus.

Dort gab es eine kurze Aussprache mit Dr. Eck und daraufhin verstreuten sich die zwölf Mann sternförmig in den Wald, um nach dem Kranken zu suchen.

Noch vor Sonnenaufgang begannen sie, mit Pechfackeln ausgerüstet, ihre Suche.

Am frühen Morgen gegen acht Uhr sammelten sie sich wieder mit dem Resultat, daß die Suche erfolglos verlaufen war.

Als sie aber ins Dorf zurückkamen, erwartete sie eine Schreckensnachricht, die ihnen von einer Schar Pinnigauer aufgeregt entgegengerufen wurde.

„Der eine Amerikaner, der in der Schenke wohnt, den haben sie erwürgt auf seinem Zimmer aufgefunden!“

Der Wachtmeister rannte, begleitet von den anderen, sofort nach der Schenke, wo er Direktor Severin zusammengebrochen unten in der Gaststube antraf.

Aber er fragte nicht lange, sondern ging nach oben und fand ... Alf Rogaller erwürgt in seinem Bett liegen.

Deutlich stellte er fest, daß ein heftiger Kampf stattgefunden hatte.

Sollte es sich hier um eine Irrsinnstat des Kranken handeln?

Er ging sofort zum Telefon und rief das Doktorhaus an. Im Anschluß daran sprach er mit dem Polizeiamt der Kreisstadt und bat um Entsendung der Mordkommission.

* * *

Als Doktor Eck am Telefon die Nachricht von der Entsetzenstat an Alf Rogaller entgegengenommen hatte, da wagte er nicht, sie dem Geheimrat zu sagen, weil er fürchtete, daß er bei dieser Nachricht zusammenbrechen müsse.

Für ihn war alles klar.

Hatte nicht Richard Rogaller seine Mutter gestern nach Alf gefragt und hatte er von ihr nicht erfahren, daß er nach der Schenke übergesiedelt war?

Kein anderer als Richard war der Mörder!

Aber da stand plötzlich der Geheimrat neben ihm und fragte hastig: „Hat der Wachtmeister angerufen? Ist etwas geschehen, Doktor Eck?"

„Nein, nein, Herr Geheimrat", stotterte der Gefragte. „Es ... man ... man ... hat nur bis jetzt keine Spur von ... Richard gefunden!"

„Sie wollen mich belügen, Doktor Eck!" schrie der Geheimrat. „Sagen Sie mir alles, sagen Sie mir, was geschehen ist. Ich habe alles bis heute überstanden und Schlimmeres kann ich nicht erleben! Was ist?"

„Man hat Alf Rogaller ... erwürgt in seinem Bett aufgefunden!"

Schwer ging der Atem des greisen Arztes und ein qualvoller Laut entfuhr ihm.

„Doktor Eck", sagte er. „Das hat kein anderer getan als Richard. Ihn hat er immer gehaßt, und er hat ja auch Anna nachgestellt, sie hat es mir erzählt. Damals, die Szene beim Gartenfest, als ihn Alf Rogaller fast niedergeschossen, wenn ihn Anna nicht gehindert hätte. Richard ... ist zum Mörder geworden!"

„Sie können ihn nicht verantwortlich dafür machen, Herr Geheimrat!"

„Nein, nein, ich weiß, aber es ist doch so entsetzlich!"

„Ich will ins Dorf fahren, Herr Geheimrat!"

„Ich komme mit Ihnen!"

„Herr Geheimrat, ersparen Sie es sich!" bat der Doktor.

„Nein, ich will dabei sein bis zum Ende, Doktor Eck, bis zum bitteren Ende!" sagte Kahr entschlossen.

* * *

Die Untersuchung Dr. Ecks ergab, daß Alf Rogaller nicht erwürgt worden war, sondern daß der Tod durch einen Herzschlag erfolgte.

Wahrscheinlich hatte ihn der Schreck getötet.

Im Gegensatz zu dieser Diagnose aber stand die Feststellung, daß im Zimmer ein Kampf stattgefunden haben mußte, denn der Tisch war verrückt, das Wasserglas umgefallen und das Bett heftig zerwühlt.

Zu einem Kampf war es anscheinend auch gekommen, aber der Tod war trotzdem nicht durch Erwürgen, sondern durch Herzschlag eingetreten.

Auch der Gerichtsarzt, der mit den beiden Kriminalisten aus der Kreisstadt bald danach erschienen war, bestätigte Dr. Ecks Feststellungen. Am gleichen Morgen wurden fünfzig Mann aufgeboten, die nach Richard Rogaller suchen sollten.

Zweifellos kam nur er als Mörder in Frage.

* * *

Die Meldung von dem Mord an Alf Rogaller traf auf Luisenthal ein, und als Frau Rogaller davon erfuhr, aus dem Munde Severins, der sich aufgerafft hatte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Auch der alte Hilligon war tief erschüttert.

Mit Windeseile ging die Nachricht durch Luisenthal.

Die Gäste fuhren davon, und ebenso die Domspatzen.

Der Domkantor war bleicher als je. Er allein im Domspatzenhotel wußte, daß Annas Gatte in dieser Nacht wahrscheinlich zum Mörder geworden war, und sein Mund mußte versiegelt bleiben, mit niemand konnte er sich aussprechen.

An diesem Tage verließen sieben Gäste das Domspatzenhotel, und die Zahl schmolz zusammen. Mit einem Male ging eine schwere, drückende Stimmung über Luisenthal; die Menschen waren seltsam verändert, und es schien, als scheue jeder das laute Lachen, als spürten sie, daß das Grauen in der Luft läge.

Aber den ganzen Tag über ereignete sich nichts. Die Suche der fünfzig Mann verlief erfolglos, nirgends fand man eine Spur von Richard.

Der Abend kam. Das Abendessen war vorbei, und die Domspatzen hatten sich zur Ruhe begeben. Der Siebenstuhl bezog wieder seinen Posten.

Die Gäste im Domspatzenhotel saßen in der Schenkstube zusammen, wo ihnen Frau Zenzi Gesellschaft leistete.

* * *

Der Domkantor hatte an diesem Abend keine Ruhe und hielt sich im Musikzimmer auf.

Frau Anna war bei ihm, und auch sie spürte ein seltsames Bangen. Ihr Herz schlug angstvoll wie noch nie in ihrem Leben. Sie hatte das Gefühl, als wenn eine Entscheidung herannahte, und wußte doch nicht, welche Entscheidung.

Draußen wurde es stiller und stiller.

Im Musikzimmer aber blühten die Lieder des Domkantors auf, und er sang, damit er den schweren Schlag seines Herzens nicht höre.

Frau Anna saß bei ihm und lauschte, und je länger er spielte und sang, je inniger seine Stimme erklang, um so friedlicher wurde es ihr ums Herz.

Sie hörten plötzlich einen Schrei, der von unten kam. Oder klang es ihnen nur so in den Ohren?

Sie wußten nicht, daß die Therese den Schrei ausgestoßen hatte, denn als sie eben die Küche verlassen wollte, da sah sie den Kranken wie einen Automaten durch die Diele laufen.

Der weiße Verband um sein Haupt war schmutzig, und es sah aus, als könne er sich kaum auf den Füßen halten.

Als er Thereses Schrei hörte, drehte er sich jäh um, und dann kam mit einem Male Leben in ihn, und er stürzte nur so die Treppe empor, den Tönen nach, die plötzlich ausklangen.

An der Tür bleibt er gebückt stehen. Schwer geht sein Atem. Seine Rechte umspannt den Revolver, den er aus der Schublade des Geheimrats nahm.

* * *

Im Zimmer spielt der Domkantor seine Weisen. Seine Lieder bringt er, die Tausenden schon Trost und Frieden brachten. Und er singt dazu, leise gedämpft, nur hin und wieder an einer besonders sangbaren Stelle, da erklingt seine Stimme in voller Kraft und Schönheit, daß Frau Anna die Augen schließt.

Sie kämpft um die Ruhe ihres Herzens und spürt doch, daß die Angst nicht weichen will.

Plötzlich blickt sie nach der Tür und stößt einen kurzen Schrei aus.

„Stephan ...!"

Der Domkantor unterbricht sein Spiel.

„Was hast du, Anna?"

„Dort ... dort ... siehst du nicht? Die Tür ...! Es ist einer draußen ...!"

Und deutlich sieht Stephan Inniger, wie die Klinke langsam niedergeht und wie sich die Tür öffnet.

Maßloses Erschrecken geht über die beiden Menschen am Flügel.

Richard steht im Rahmen der Tür. Seine Kleider sind zerrissen und staubig, ebenso der Verband, den er um das Haupt trägt.

Sein Gesicht zeigt Spuren von Dornenrissen.

Mit unbeweglichem starrem Gesicht steht er vor ihnen, nur die Augen leben, sind erfüllt von einem Haß ohnegleichen.

Starr wie ein Golem, wie ein Automat kommt er auf beide zu.

Jetzt hebt er sie empor.

Da wirft sich Frau Anna vor den Domkantor und schreit auf: „Du sollst ihn nicht töten!"

Sie schreit, daß es durch das ganze Schloß gellt, daß die Gäste unten in den Räumen auffahren und sich erschrocken ansehen.

Sie sehen die Therese und erfahren durch sie, daß ... Richard Rogaller aufgetaucht ist, daß er nach oben gegangen ist.

Alles erhebt sich ungestüm und eilt die Treppe empor.

Der Irre zuckt zusammen, seine Hände fallen herunter, und und mit einem Male entspannen sich seine Züge.

Der Revolver fällt zu Boden.

Mit weit vorgeschobenem Oberkörper und starrem Gesicht kommt er auf die beiden zu.

Er sieht Anna an, und in seinen Zügen beginnt es zu arbeiten. Deutlich sehen sie, daß er kämpft, daß er mit den Gedanken ringt, nach Worten sucht ... und sie doch nicht findet. Die Anast lebt auf.

(Fortsetzung folgt)

Liebesscherz

Eine Geschichte von Hans Taegener

Es war eine wunderliche Gesellschaft, die des Padrone Sándor mit dem unaussprechlichen Rätselnamen Képrejtvének — eine kleine närrische Seiltänzergruppe, bunt wie eine Harlekinsjacke.

Der Padrone selbst gab sich immer noch als ein alter Stutzer, einer von der Art der Mikosch. Er färbte sein dicht gelocktes, graues Haar kohlrabenschwarz wie seinen langgeschwänzten Schnurrbart; ging aufrecht wie ein Gockelhahn und trug stets eine Papierrose im Knopfloch. Bis zum wohlbestallten Herrn Zirkusdirektor hatte er es in seiner jahrzehntelangen Komödiantenlaufbahn noch nicht gebracht. Aber sein gelehrtes Eselchen „Mirakulum" mit dem dicken, buschigen Schädel und den tänzelnden Beinen eines Schaukelpferdes führte er allabendlich um so selbstbewußter einem Allerweltspublikum als „renommiertes Weltwunder" vor.

Seine Frau war viel jünger als er. Sie hieß überall nur „Tolla". Tolla mit dem unaussprechlichen Namen ihres gespreizten Herrn Gemahls. Schlank war sie wie eine verhungerte Katze. Galt allgemein für eine Italienerin, wußte aber selbst nicht zu sagen, wo sie auf die Welt gekommen war ... Sah eher aus, als wäre sie bei den Illusioner eines indischen Gauklers irgendwie entsprungen oder von einer Hexe aus jagenden Sturmwolken in den Zirkuswagen geworfen worden.

Mit dem geckenhaften Padrone und seiner tollen Ehefrau zog in der fahrenden Gesellschaft ein junger, naiver, aber umso schwärmerischer, netter Kerl mit dem besten Herzen von der Welt: Angelo, der Jongleur. Himmelblaue Augen im kindlich lächelnden Gesicht, ein blonder Haarschopf wie Flachs im Sonnenglanz, — kein Wunder, daß die Dorfschönen Beifall klatschten, wenn er seine Hanswurstiaden zum besten gab.

Und noch einer reiste seit einiger Zeit mit der Truppe: François, der — Schwerathlet. Er hob Zentnergewichte wie Kieselsteinchen, bog Eisenstangen wie Haarnadeln krumm, riß Stahlketten wie Papierbindfaden und machte dergleichen Muskelnummern. Gelbbraun war sein Gesicht, die Augen grau wie das Eisen, das er „im Handumdrehen" verbog, — Nacken und Schultern feist und breit, als sollte er den alten Atlas an der Erdkugel ablösen ... Sonst jedoch ein gefährlicher Bursche, der stets Händel und Raufereien suchte und — eifersüchtig war auf jedes bunte Kopftuch, das unter dem Grübchenkinn einer losen Dirn' verknotet war. —

Es geschah an einem Herbstabend, als die Komödianten im alten Wirtshaus der Vorstadt eine kleine Vorstellung ansagten, weil das anhaltende Regenwetter ihre Freiluftarena gar zu sehr aufgeweicht hatte. Im geräumigen Schankzimmer war schon ein Haufen Schweinehändler vom vormittägigen Viehmarkt, Betyaren, Zigeuner und sonstiges Volk versammelt, um den „Direktor" mit seiner Truppe aus nächster Nähe bewundern zu können. Der rote Wein floß auf den Tischen nur so dahin, sammelte sich in „duftenden" Pfützen und sickerte durch die Holzritzen, während die Viehhändler immer von neuem bestellten und bezahlten. Auf dem Herde stand ein Riesentopf voll Gulasch, aus dem die geschäftige Wirtin unablässig die scharfe, braunrote Brühe mit großen Brocken fetten Hammelfleisches herausfischte und auf bunten Steinguttellern ausschenkte. Die ganze lärmende Gesellschaft tobte und gestikulierte durcheinander, daß man kaum zwei zusammenhängende Worte verstehen konnte.

Der Padrone, sehr gut aufgelegt, regte die Zuschauer durch seine Spezialnummer als Kartenvoltigeur und Bauchredner zu immer wilderem Applaus an, der natürlich nicht minder reichlich auch der wendigen Parterreakrobatik Angelos und der schwergewichtigen Kraftakt des herkulischen François galt. — Am Schluß der Kunstproduktion gab es dann noch ein feuchtfröhliches Zusammensein aller Gäste der Vorstadtschenke, in dessen Verlauf der Padrone das lustige „Gioco d'amore", zu deutsch „Liebesscherz", vorschlug. Ein launiges Spiel, bei dessen Kommando „Eins! — Zwei! — Drei!" alle Mitspielenden den Namen ihrer Herzallerliebsten mit vollster Lungenkraft ausrufen. Der Witz liegt darin, daß niemand einen anderen Namen versteht außer dem, der ihn selber brüllt, und daß keiner den anderen „kontrollieren" kann bei diesem höllischen Tohuwabohu weiblicher Kosenamen.

Während der Direktor das alles noch den Umsitzenden erklärte, schickte er unter irgendeinem Vorwand den jungen Angelo für ein paar Augenblicke hinaus. Kaum schloß sich die Tür hinter ihm, hob der Padrone augenzwinkernd und schmunzelnd den Finger: „Paßt auf! Wenn ich ‚drei', sage, bleibt jeder ganz still, — wir wollen den Angelo 'mal auffitzen lassen! ..."

Alles kicherte, machte aber schleunigst ein ernstes Gesicht, als der junge Fant gleich darauf wieder die Tür öffnete und mitten unter den Gästen seinen Platz einnahm. Jetzt stellte sich der Padrone in Positur und begann zu zählen ... Bei „drei!" rissen alle sperrangelweit ihre Mäuler auf, — aber nur einer brüllte los, wie's ihm ums Herz war: „Tolla Ké ...!"

Weiter kam Angelo nicht ... Sein Ruf brach grell und schneidend in der lastenden Totenstille ringsum jäh ab. Es war grausam ... — Dann — stürzte ein schallendes Gelächter über den bleichen, entsetzten Jungen herein. Der war beschämt, verletzt, gekränkt, gedemütigt, — hereingefallen mit seiner Schwärmerei ... — Aber sein Direktor nahm das Spiel in leichter Laune überhaupt nicht so ernst, wie man vielleicht erwartet hatte, — gewiß kannte er den unschuldigen Angelo ... Und — Tolla ...?

Nur einer bohrte haßerfüllt und wütend seine grauen Augen in des Jungen Gesicht: François!

Als die Truppe in der Nacht heimkehren wollte, war der Jongleur so benebelt von all' dem Ungarwein, der man ihm als Ertgelt für seinen Reinfall spendiert hatte, daß er erst seinen Rausch unterm Wirtshaustisch etwas ausschlafen mußte, ehe es François es auf sich nahm, ihn gegen Morgen zu dem Wohnwagen wieder heimzugeleiten, wie er versprach.

Doch — beim Morgengrauen kam der Athlet allein zum Zirkus zurück, — gefolgt nur von einem Gendarmen, der den Direktor um Angelos Personalien ersuchte, um den „Fall aktenmäßig registrieren" zu können.

Angelo war mit zertrümmertem Schädel ins Leichenhaus eingeliefert worden, — abgestürzt beim Steg über die reißende Moldau, den er in der Trunkenheit verfehlt hatte, wie François sagte, der nur wenige Schritte einmal zurückgeblieben war — und zu spät zur Hilfe gekommen sein wollte ... — Man hat niemals etwas Genaueres über den rätselhaften Tod des armen Angelo erfahren können.

Der aber war kurze Zeit danach spurlos verschwunden ... Mit — der Tolla „durchgegangen", hieß es ... Die beiden hätten ja schon vor Angelos Geschichte immer was miteinander gehabt ...

Manch einer kniff dabei die Augen zusammen und zuckte die Schultern. Wer weiß, ob nicht der François den kleinen Angelo nach jenem scherzhaften Spiel — — —

Seitdem ist kein „Gioco d'amore" mehr in dieser gottverlassenen Gegend gespielt worden.